

Buchbesprechungen

1. Philosophie

HONNEFELDER, LUDGER, *Johannes Duns Scotus* (Becksche Reihe: Denker; 569). München: Beck 2005. 192 S., ISBN 3-406-51116-3.

„Nur wenige Schlüsselgestalten der Philosophiegeschichte sind nach Person und Werk sowenig bekannt wie der schottische Franziskaner Johannes Duns Scotus ([= DS] 1265/6–1308).“ Um so verdienstvoller ist diese so kompetente wie anspruchsvolle Einführung in das Denken des *doctor subtilis*. Es ist in doppelter Hinsicht innovativ, einmal durch ein neues Reflexionsniveau: „formalissime semper loquitur“ (21), andererseits – gegenüber dem tradierten Primat des Allgemeinen und Notwendigen – durch einen neuen Sinn für die Heilsgeschichte in ihrer Kontingenz. Nach der Einleitung wird dem Leser das Werk in vier Kap. erschlossen. – 1. Zunächst geht es um Erkennen und Wissen. Unser erstes adäquates Erkenntnisobjekt hienieden ist die Washeit sinnlich erfahrbarer Dinge; aber darin zugleich liegt die allgemeine Bestimmtheit „Seiendes (ens)“ (30). Sie wird, im Zusammenwirken von Subjekt und Objekt, durch Abstraktion gewonnen (in Grenzen gibt es auch, so bzgl. der Existenz, intuitive Erkenntnis). – 2. Nach dem Seienden als solchen fragt die Metaphysik. Gegen die theologische Deutung der aristotelischen Metaphysik durch Averroes liegt der Theologie an Notwendigkeit und Möglichkeit der Offenbarung. So wird die *metaphysica in nobis* [statt *in se*] als Wissenschaft vom Seienden als solchen bestimmt: Onto-logie, dies freilich nur im Modus des gewonnenen Begriffs des Seienden (54f.). Diesen Begriff versteht DS bekanntlich univok. Wobei allerdings seine Bestimmung von Univozität zu beachten ist. Für ihn impliziert sie keine Sacheinheit, sondern ist dort gegeben, wo Zu- und Absprache beim selben Subjekt zum Widerspruch führt und wo der Begriff ohne Äquivokation als Mittelbegriff im Schluß erscheinen kann (60). Die Verschiedenheit von Gott und Geschöpf bleibt unangetastet, weil „ens“ der Differenz *finitum/infinitum* indifferent vorausliegt (68). Im Übersteigen solcher Gegensätze zeigt Metaphysik sich als *scientia transcendens*, Transzendentalwissenschaft. Näherhin entfaltet sie sich als Modalwissenschaft. Ein wichtiger Punkt dabei: die Existenz von Kontingentem kann sich nur einer kontingent-frei wirkenden Erst-Ursache verdanken (86), was den Kosmos indes keineswegs so unzuverlässig macht, wie Blumenberg in seiner Neuzeit-Legitimierung vertritt (87). Der philosophische Begriff Gottes ist *ens infinitum*. Der Beweis für seine Existenz „ist nicht nur der detaillierteste und differenzierteste, der von einem mittelalterlichen Autor verfaßt worden ist, er verbindet auch zwei verschiedene Ansätze [Platon/Aristoteles und Anselm] zu einer bis dahin nicht gekannten Einheit“ (96). Zur Konstitution des endlichen Seienden denkt DS statt vom Hylemorphismus (den er der Physik zuschlägt) von der „Zusammensetzung aus Artnatur und individueller Differenz“ (103). Individuierung besagt hier das Gegenteil von Verarmen durch Begrenzung. Die *differentia ultima* ist eine *ultima perfectio* (106). Was die Scotisten dann *haecitas/haecceitas* nennen, ist kein „neues formales washeitliches Element mehr, sondern eine neue letzte Weise der Wirklichkeit eines jedes, das im vollen ‚seiend‘ ist“ (ebd.). Darum lehnt DS die Realdistinktion von Sein und Wesen samt Partizipation des Wesens am Sein ab (108). Schließlich kann so auch Materie als positiv eigenständig gedacht werden anstatt als pure Potentialität: *paene nihil* (112). – 3. Ethik als praktische Wissenschaft. Wenn Aristoteles ein rationales Vermögen durch seine Fähigkeit zu Gegensätzlichem bestimmt, dann ist für DS der Wille und nicht die Vernunft das „genuin rationale Vermögen“ (113). Um sich zum Guten zu bestimmen, bedarf er der Vernunft, die ihm das Gute zeigt. Moralische Gutheit besteht in dieser Übereinstimmung (auch bei Gott). Nicht die Natur gibt das eigentliche Wollen vor, so daß die Selbstbestimmung nur Mittel und Teilziele betrifft (Aristoteles/Thomas), sondern DS vertritt eine ursprünglich wirkursächliche Selbstbestimmung des Willens, ohne daß dies „zu einem krassen Voluntarismus“ führt (127). – 4. Zur Wirkungsgeschichte. Gedrängt informiert Honnefelder über die frühe Rezeption im 14. Jhdt., der zweite Abschnitt (16.–18. Jhdt.)

bringt im 17. auf der Basis der ersten gedruckten Gesamtausgabe die Blüte des Scotismus. Eigens wird die Aufnahme seines Metaphysik-Ansatzes von F. Suárez bis Chr. Wolff behandelt; sodann Rezeption und Transformation bei I. Kant; schließlich seine Rolle im 19./20. Jhdt.: Ch. S. Peirce, F. Brentano, M. Heidegger, H. Blumenberg und die historische Forschung. – Eine Schlußfolgerung nimmt nochmals drei Stichworte auf: Intentionalität, Transzendentalität, Moralität, ehe der Anmerkungsteil sowie Zeittafel, Literaturverzeichnis, Personen- und Sachregister den Bd. vervollständigen.

Einige Satzfehler sind nicht sinnstörend (doch 52, 9: *ycos* [?], 67, 14 v.u.: statt *seien*: wären, 82, 3 wird worauf verwiesen? Schließlich mein *ceterum censeo* zum falschen Dativ in Appositionen: 38, 5; 148, II 9). Eine wohl dem PC geschuldete Verwirrung gibt es indes 76, Abs. 1: Im zweiten Sinn meint „Nichts“ das, „was als ein Seiendes außerhalb der Seele weder ist noch sein kann“ (*quod nec est, nec esse potest aliquid ens extra animam*: a. a. O.). Die jetzt dort stehenden Zeilen begegnen erneut in Abs. 2, wo sie angehören.
J. SPLETT

GÓMEZ TUTOR, JUAN IGNACIO, *Die wissenschaftliche Methode bei Christian Wolff* (Christian Wolff – Gesammelte Werke, Materialien und Dokumente; 90). Hildesheim [u. a.]: Olms 2004. 366 S., ISBN 3-487-12808-X.

In seiner als philosophische Habilitationsschrift an der Universität Trier angenommenen Studie untersucht Verf. die wissenschaftliche Methode beim bedeutendsten Vertreter der deutschen Schulphilosophie, Christian Wolff.

Das Buch gliedert sich in vier Kap. Der erste große Abschnitt behandelt die mathematische Methode bei Wolff (= W.) als *Einheit* und untersucht vornehmlich ihre Vorbilder, Quellen und Verfahrensweisen (18–119). Im ersten Unterabschnitt analysiert Verf. die mathematische Methode Wolffs und stellt heraus, daß sie für ihn als „universelle Verfahrensweise“ für alle wissenschaftlichen Disziplinen gedacht war (18). „Wolffs mathematische Methode verlangt, daß die benutzten Begriffe genau definiert, die Herleitung der Grundsätze aus den Begriffsdefinitionen klar dargestellt und die Beweise streng durchgeführt werden“ (26). Wissenschaft wird daher als Durchführung von Beweisen bestimmt, weswegen der Methode dieser Beweisführung konsequenterweise eine ausschlaggebende Bedeutung zukommt. Allerdings ist nun nicht die Mathematik als Quelle für W.s Methode anzusehen, sondern vielmehr als diejenige Disziplin, in der die notwendigen Grundregeln der Vernunft vollständig gebraucht werden und die daher auch als strengste und akkurateste Wissenschaft anzusehen ist (29; 44 f.). Es ist also nicht die Mathematik, die für W. den Verstand schärft, sondern ihre Methode (30). W. schreibt selbst: „Wenn ich auf das genaueste überlege, was in der mathematischen Lehr-Art vorkommt, so finde ich diese drey Haupt-Stücke, 1. daß alle Wörter, dadurch die Sachen angedeutet werden [...] durch deutliche und ausführliche Begriffe erklärt werden; 2. daß alle Sätze durch ordentlich einander hangende Schlüsse erweisen werden. 3. daß kein Förder-Satz angenommen wird, der nicht vorher ausgemacht worden und solchergestalt die folgenden Sätze mit dem vorhergehenden verknüpft werden [...]“ (40). Diese drei Grundregeln der Mathematik sind dem Verstand vorgegeben, sind also nichts anderes als die Vorgaben, auf „natürliche Art zu denken“, wie W. sagt (45). Auch im Bereich der Erkenntnisextension ist die mathematische Methode der Philosophie der nur beschreibenden (historischen) Erkenntnis überlegen, da diese nicht zur „Demonstration“ von Wahrheit gelangen kann (61). Ohne die strenge Anwendung der mathematischen Methode, die man nach Ecole besser „wissenschaftlich“ nennt, verbleibt die Philosophie für W. bei undeutlichen Begriffen, anstatt über gewisse und deutliche Erkenntnisse der Wissenschaft zum Fortschritt zu verhelfen (82). Wichtig ist der quellengeschichtliche Exkurs (86–92), der m. E. sehr überzeugend darlegt, daß W. nicht von der Logik von Port Royal beeinflusst war, wie dies Kreimendahl herausgestellt hat. Denn für W. spielte die Verkettung von Beweisen eine Schlüsselrolle. Dies ist aber bei der Logik von Port Royal, die nur eine schulmäßige Darstellung des Stoffs kennt und diese als vierte Operation des Verstandes ausweist, nicht der Fall. Gegen eine solche Schulordnung zieht W. gerade zu Felde (90), da für ihn das Ordnen des Stoffes keine eigene Operation des Verstandes sein kann, sondern nur eine Gedächtnisstütze. Die weiteren Ausführungen der